



Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

3. Erzherzog von Österreich und römisch-deutscher Kaiser

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

3. Erzherzog von Österreich und römisch-deutscher Kaiser

Daß der König von Castilien und Aragon als Sohn Philipps von Burgund und Enkel Maximilians von Österreich in erster Linie Erbe der althabsburgischen Länder war, konnte uns bisher kaum zum Bewußtsein kommen. Sein Vater hat, wie wir uns erinnern, kurz vor der spanischen Ehe einmal einen Besuch in Innsbruck gemacht. Karl aber hatte bis dahin weder den eigentlich deutschen Boden, noch viel weniger die österreichischen Erblande am Oberrhein oder an der Donau je betreten. Sie waren für ihn ebenso ferne Erbstücke, wie die Neuen Indien, die Cortes soeben um Neu-Spanien erweiterte. Karl sprach auch noch nicht hochdeutsch. Nur die vielen fremden Namen seiner deutschen Lande nahm er in seinen großen Titel auf.

Das waren die habsburgischen Stammlande am Knie des Oberrheins, der Franche Comté benachbart, die Landgrafschaft im Elsaß mit ihrer Verwaltung in Ensisheim, die Herrschaften im Umkreis der erstarkenden Schweizer Eidgenossenschaft, die Grafschaften im Breisgau und in Schwaben, in Vorarlberg und in Tirol, wo das allen vorderösterreichischen Ländern übergeordnete Regiment in Innsbruck saß; endlich Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und die Windische Mark, regiert vom Regiment in Wiener Neustadt. Überall reiche Lande und selbst in den Gebirgen wenigstens durch wertvolle Metalle und bereits ausgebaute Gruben nutzbar; bedeutend durch ihre länderverbindenden Pässe, den Arlberg, das Wormser Joch und den Brenner. Dazu das in Tirol verhaftete Bistum Trient und das sich an diese Landesherrschaft anschließende Bistum Brixen, das bis an den Fuß der Alpen reichte. Von hier aus und von Osten umfaßten die Alpenländer die Terra ferma von Venedig, altes Gebiet des Reiches, einst Mark Verona, das erst in den letzten hundert Jahren nach und nach von der Republik San Marco erworben war; dürftige Ergebnisse der letzten kostspieligen Kriege Maximilians blieben nach dem Verzicht auf Verona nur noch Riva und Rovereto nebst unbedeutenden Grenzvereinigungen.

Das eigentliche Österreich von Linz bis Wien mit der geopolitisch so wichtigen Donaustraße und der Lage zwischen den Königreichen Böhmen und Ungarn er-

hielt durch diese Nachbarschaft seine zugleich innerpolitischen wie außenpolitischen Aussichten und Gefahren. Nach vorübergehender reiner Adels Herrschaft, die auch in Österreich immer wieder drohte, waren die Nachbar-Königreiche neuerdings in die Hände der Jagiellonen gekommen; sie müssen also auch mit Polen in einer dynastischen Einheit gesehen werden.

Maximilian. Die Erblande und das Reich

Maximilian hatte von seinem Vater ein schlechtes Erbe übernommen. Der Kredit des Hauses war ebenso verwirrt wie seine tatsächliche Macht. Maximilian hat aus der bankerotten Hinterlassenschaft wenigstens neue große Möglichkeiten gemacht, wenn auch die Erblande schwer belastet blieben. Er war unstill, hatte immer zu viele Pläne, selten viel Geduld und niemals Geld. Aber diejenigen machen sich desselben Fehlers schuldig, dessen sie Maximilian bezichtigen, die von ihm das Gelingen auf allen Gebieten erwarten oder verlangen.

Der Sohn Friedrichs III und einer portugiesischen Prinzessin, der Gemahl der Maria von Burgund, später der Blanca Maria Sforza von Mailand, gehörte in ganz anderem Sinne als die alten deutschen Kaiser der inzwischen erweiterten europäischen Welt an. Er spielte, zeit lebens froh des Mummenschanzes, jede Rolle die der Tag von ihm verlangte virtuos und hingebend; und es ist sehr bezeichnend, daß er, dessen Jünglingsjahre in der rauschenden höfischen Lebenslust des burgundischen Hofes gestanden hatten, sich mit derselben Romantik den humanistischen Stimmungen der Renaissance ergab. Aus beiden Wurzeln zog er seine Vorstellungen von einem universalen glanzvoll ritterlichen Kaisertum mit all den Unwirklichkeiten seiner Ansprüche und Kriege, die nur zu oft aller Vernunft spotteten und wie geräuschvolle Turniere anmuten. In der sonderbarsten Verwirrung wirbelten bei ihm die Gedanken vom Hause Habsburg und seiner Herrlichkeit, von dem damit verbundenen über alles heiligen Kaisertum, seinen phantastischen Pflichten gegen die Ungläubigen und der ihm unklar vor-schwebenden Übereinstimmung beider Begriffe mit der Ehre und dem Vorteil deutscher Nation durcheinander. Dazu waren ihm die englisch-niederländische so gut wie die modern italienische Welt zeitig nahe genug getreten, um für ihn Majestät, Ehre und Geld in eine peinlich notwendige Verbindung zu bringen. Wie das Jahrhundert zu seinem Beginn überhaupt reicher war an politischen

Plänen als an Gestaltungen, so ergriff auch Maximilians Geist und Gemüt unendlich viel mehr, als er zu halten und zu ordnen vermochte.

Das spiegelt sich lehrreich und oft grotesk in seinen literarischen Liebhabereien und in seinem Anteil an der offiziellen Publizistik seiner Regierung. Er gefiel sich, die Stände des Heiligen Reiches als das „Christlich Corpus“ anzusprechen und einen Reichsfürsten zum Kriege aufzubieten „bei Pflicht und Gehorsam, da mit Du Gott, unserem Schöpfer, auch seinem heiligen Glauben und Uns als dessen Vogt und Deinem natürlichen Herrn verbunden bist — daß Du uns mit Deiner Hülfe, soviel Dich Deiner Seele Heil, auch Ehre und Pflicht weiset, von Stund an zuziehst“. So ist auch sein Nationalgefühl noch ein unklares Gemisch von religiöser Formel, Sprach- und Schicksalsgemeinschaft, von Burgund her vor allem gegen Frankreich orientiert. „Die Stände sollen bedenken“, sagt er ihnen 1509, „daß wir als ein Herr von Österreich und Burgund lange Jahre her viel schwere Last und Bürde, Mühe und Kosten von Franzosen, Schweizern, Beldrischen, Ungarn und Türken getragen und gelitten.“ Aber derselbe Fürst, der die Schweizer „bei ihrer Sezung“ gegen die Franzosen warb, der vorgab, in den Niederlanden dafür zu kämpfen, daß „keine fremden Zungen in deutsche Nation brechen mögen“, sprach und schrieb sich mit seinen beiden einzigen Kindern nur in französischer Sprache. Er, der in einem offiziellen Mandat als erster gegen den „Erbfeind“ Frankreich zu Felde zog und Karl den Großen nachdrücklich als Deutschen in Anspruch nahm, hatte jahrelang keinen größeren Ehrgeiz, als die Erbin der Bretagne zu heiraten und damit doppelt Kronvasall von Frankreich zu werden. Halb als Herr des Kaisertums, mehr noch gegen Frankreich nahm er Mailand in Anspruch; und auch gegen Venedig zog er teils um dieser Position willen, teils aus südöstlichen Grenzreibern an der Adria.

Kein Wunder, daß die deutschen Stände ihm zwar bereitwillig die Reichsreform abrangten, aber wenig Neigung zeigten, seinen sprunghaft wechselnden, oft genialen, meist phantastischen, immer ungenügend begründeten Plänen zu folgen. Er hat es gegenüber deutscher Nation gar sehr fehlen lassen, und es war von den Fürsten zuviel verlangt, daß sie mit ihm das Interesse der Erblande, des Hauses Habsburg und des Reiches schlechtweg in eins sehen sollten. Maximilian hat im Nordosten und in bezug auf den Orden in Preußen zuletzt völlig versagt, trotz des unsinnigen Planes, einmal König von Schweden zu werden. Er war unglücklich gegenüber den Erbfeinden seines Hauses, den Schweizern, meist auch in Italien. Aber über dem allen darf man nicht vergessen, daß er die überaus schwere Aufgabe in Burgund trotz mancher Überspannung schließlich mit seiner Art von Zähigkeit doch gelöst hat; daß er das Deutsche Reich, mochte

ten immer diese Dinge ihm abgerungen sein, in einer gegen früher erstaunlich geordneten Verfassung hinterließ, mit dem ewigen Landfrieden, einem ständischen Kammergericht, den Reichskreisen und brauchbaren Ansätzen zur Geldbeschaffung, entweder durch den gemeinen Pfennig oder die Matrikel. Maximilian hat seine Dynastie nicht nur in den Besitz der spanischen Königreiche gebracht, sondern darin durch Verbindung kühner Ansprüche auf Mitwirkung bei der Regentschaft und kluge Anpassung an Ferdinand von Aragon auch gesichert. So hat er nicht minder, anknüpfend an frühere Verhandlungen, in den festlichen Wiener Tagen vom Juli 1515 den letzten Grund gelegt zum Erwerb von Ungarn und Böhmen. Die Urkunde vom 20. Juli, mit der Maximilian Ladislaus' Sohn Ludwig von Böhmen zu seinem Sohn annahm und die Kurfürsten aufforderte, ihn zum Kaiser zu küren, bleibt freilich eine der sonderbarsten der deutschen Geschichte; noch befremdender der Heiratsvertrag, kraft dessen Ludwig mit der Habsburgerin Marie und seine Schwester Anna mit dem alten Maximilian selbst durch förmliches Eheversprechen verbunden wurden, dieser auch ermächtigt sein sollte, Anna bereits für das Haus Habsburg in Besitz zu nehmen. Daß sehr reale Folgen dieser phantastischen Abmachungen schon so früh eintreten sollten, konnte Maximilian nicht ahnen. Aber er befand sich im Zuge einer weltgeschichtlichen Entwicklung, wenn er alle Abwehrkräfte gegen die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ungestüm vordringenden Türken dynastisch zusammenfaßte.

Gewiß war das alles andere als nationale Politik im Sinne des 19. Jahrhunderts. Indessen hat sein Vorgehen nicht nur auf Jahrhunderte nachgewirkt, sondern auch Lösungen aufgezeigt, die als ewige Möglichkeiten für weite Teile Europas historisch gleichberechtigt neben der Nationalstaatsidee stehen. Durch Einordnung Ferdinands in diese Erbmöglichkeiten an seiner Statt bestimmte Maximilian schon vorweg die Karl später obliegende Vereinigung einer Länderteilung zwischen ihm und seinem Bruder.

Die Nachfolge im Kaisertum

Die Herrschaft in den österreichischen Landen und im Deutschen Reich war nach ihren politischen Bedingungen noch mehr als diejenige im Herzogtum Burgund oder gar in den spanischen Königreichen von sehr mittelalterlicher Art: ein lockeres Gefüge von Eigenbesitz und nutzbaren Hoheiten inmitten einer for-

mell lehnsrührigen, tatsächlich unabhängigen Menge von Fürsten, Herren und städtischen Gemeinden neben ihnen und in ihren Gebieten. Die Titel der Herren als Herzöge, Markgrafen und Grafen waren rechtlich im Grunde so wenig unterschiedlich, wie die gleichen Titel in Spanien oder Burgund. Selbst der Unterschied von Landsässigkeit und Reichsunmittelbarkeit sollte seine wirklich schwerwiegende Bedeutung erst in den Religions- und Kirchenkämpfen der nächsten Menschenalter gewinnen. Aber alle diese Territorien des hohen und niederen Adels waren bereits weit mehr geschlossen als etwa das Reich. Auch bescheidene Ahnungen einer höheren Staatsidee waren diesen Ständen teils auf dem Wege hausväterischer Landesverwaltung, teils durch die langen Kämpfe um eine Reichsreform aufgegangen und von gelehrten Räten in verschieden gut geprägte Formen gebracht.

Klare Linien der Reichspolitik gab es dagegen so wenig, wie eine deutsche Außenpolitik.

Nur die sieben Kurfürsten, die drei geistlichen von Mainz, Köln und Trier, und die vier weltlichen von Böhmen, Pfalz, Brandenburg und Sachsen, besaßen, außer gewissen erhöhten Landesrechten gegenüber der Reichsregierung, in Zeiten des Thronwechsels eine weit über ihre territoriale Macht hinausragende Wichtigkeit. Da der Enkel Maximilians Herzog von Burgund und König von Spanien war, und mit ihm sogar die Könige von England und Frankreich in den Wettbewerb um die deutsche Krone eintraten, so war die Bedeutung der Kurfürsten in den letzten Jahren Maximilians eine durchaus europäische. Das wurde noch betont durch das Interesse, das die römische Kurie an jedem zukünftigen Kaiser und der Papst als Herr des Kirchenstaates ebenso an dem neuerdings in Oberitalien übermächtig gewordenen Könige von Frankreich, wie an dem spanischen Könige von Neapel nehmen mußte. Für Franz I bedeutete das Kaisertum die rechtliche Unangreifbarkeit seiner Stellung in Italien, die vollkommenste Befriedigung seines Ehrgeizes und die eitle Genugtuung, daß der junge Karl damit doppelt sein Vasall werden mußte. Daß aber Heinrich VIII, gewiß in säkularem Gegensatz zu den französischen Valois, sich nicht nur in Burgund und Navarra, sondern auch in Oberitalien durch Subsidien an den Koalitionen gegen Ludwig XII und Franz I beteiligt hatte, neuerdings zwar einlenkte und an eine Verbindung seiner Tochter mit dem Dauphin dachte, gleichwohl als Kandidat für das Kaisertum auftrat, zeigt, wie weit selbst England damals noch von nationaler Realpolitik entfernt war, wie universal mittelalterlich auch noch die ersten Ludors dachten.

Gewiß durfte man die Erblichkeit des deutschen Königtums infolge der luxemburgischen und der drei habsburgischen Regierungen wieder genau so wie im

hohen Mittelalter als das übliche betrachten. Aber König Karl von Spanien war zwar Enkel Maximilians, und seine Werber bedienten sich aller Vorteile dieser Abstammung, aber er stand den deutschen Fürsten im Grunde so fern, wie die beiden Könige von England und Frankreich.

Maximilian täuschte sich nicht darüber. Wenn er im Überschwang neuer Freundschaften oder in Spannung mit der burgundischen Regierung oder in seinen üblichen Geldverlegenheiten einmal dem unmündigen Könige von Böhmen und Ungarn, ein andermal Heinrich VIII von England das Kaisertum versprach, so kann ernstlich doch kein Zweifel daran bestehen, daß er im Grunde stets nur an seine Dynastie dachte. Pfalzgraf Friedrich erinnerte sich gegenüber Beltwyß noch 1551 sehr lebendig an Maximilians unverhüllte Bemühungen von 1513. Mit vollendeter Naivität, wie das seine Art war, verlor er auch die praktischen Vorteile des Kaisertums und die Ausnutzung der Geldmittel Spaniens oder Burgunds für seine Erblande nie aus dem Auge. So war seine Kritik an den ersten Weisungen, mit denen Karls Regierung durch die Sendung des Herrn von Courteville in die Werbung um das Kaisertum eintrat, geschärft durch das eigene Interesse.

Auf die Verwandtschaft sollte man nicht pochen, schrieb er am 18. Mai 1518; entscheidend sei allein „viel Geld“. Da die Erblande durch das Kaisertum nur wertvoller würden, dürfte man nicht sparen. Aber freilich, mit Wechselln sei niemandem gedient; nur bar Geld wirke. Die Fürsten würden den klingenden Münzen der Franzosen mehr glauben, als allen guten Worten. An Kurpfalz müsse die Entschädigung für die Vogtei Hagenau, die zwar dem Reiche gehöre, aber den Erblanden sehr nützlich sei, mit 80 000 Goldgulden wirklich bezahlt werden. Ebenso an den Herzog von Sachsen die ohnehin geringe Abstandssumme von 30 000 Goldgulden für Friesland. Die geistlichen Fürsten auf Pfründen zu vertrösten, verfange nicht. Auch für sie seien die für die weltlichen Kurfürsten angesetzten 4000 Goldgulden das allermindeste, da einige von Frankreich längst viel mehr bekämen. Neben den Kurfürsten müsse man auch der Fürsten gedenken, namentlich des Markgrafen Casimir; und da dem Kurfürsten von Brandenburg für seinen Sohn von Frankreich bereits die (uns schon oft begegnete) Prinzessin Renate angetragen sei, könne man Ersatz nur durch Karls Schwester Katharina bieten. Auch für Sickingen brauche man nicht nur eine Pension, sondern (so heißt es fast schamlos) auch Ersatz des von ihm den Wormsfern zugefügten Schadens in Höhe von 20 000 Goldgulden. Da der Herzog Ludwig von Bayern die Verbindung mit der Königin Johanna von Neapel ausschlage, sollte man ihm die Tochter des Gonzalo Hernandez geben,

seinem Bruder Wilhelm die Prinzessin Eleonore, deren Verbindung mit dem alten Könige von Portugal er nicht wünsche. Nur mit so großen Mitteln könne man den „schrecklichen Praktiken“ der Franzosen im Reich entgegenwirken. Zu den Schweizern dürfe man, angesichts des großartigen Auftretens der Franzosen, Courteville nicht senden; da brauche man schon einen großen Herrn wie Zevenbergen.

Nach einigen Wochen trafen wirklich neue Anweisungen für Courteville ein und im Sommer erlebte man, daß sich die Kurfürsten persönlich zu Augsburg um Maximilian scharten, bis auf den noch unmündigen König von Böhmen, der aber durch Bevollmächtigte seines nächsten Agnaten, des Königs von Polen, vertreten wurde. Am 7. August erklärten alle dem Kaiser ihre Bereitwilligkeit zur Wahl seines Enkels Karl, bis auf Trier und Sachsen. Der eine hatte sich mit Frankreich anscheinend zu tief eingelassen; der andere berief sich auf das Verbot der Goldenen Bulle. Indessen behielt der kaiserliche Hof die Hoffnung, beide noch zu gewinnen.

Der Tod Maximilians am 12. Januar 1519 hat alle Abmachungen zwischen ihm und den Kurfürsten aufgehoben und den Kampf um das Kaisertum erst recht entfesselt.

In diesem Augenblicke gab es außer dem Kabinett Karls noch zwei habsburgische Regierungen, in den Niederlanden und in Osterreich. Beide erhielten ihre letzten Weisungen vom Hofe, waren aber bei dessen weiter Entfernung zu einer gewissen Selbständigkeit des Handelns gezwungen. Auf ihre Sachkenntnis und Rührigkeit kam viel an.

Die Regierung der österreichischen Erblande wurde geleitet von Matthaeus Lang, Bischof von Gurk, seit 1511 Kardinal, dann Erzbischof von Salzburg, wo er seit 1514 Koadjutor war. Jetzt und später galt er für einen harten, wenig umgänglichen Mann, und mehr als einer der burgundischen Räte erklärte ihn für ungeeignet zu den Verhandlungen über das Kaisertum. Neben ihm stand Michael von Wolfenstein, ein besonderer Günstling Maximilians, dessen Name und Gnade die Inschrift aufbewahrt, die noch heute am Eingang des Schlosses seiner Nachkommen oberhalb Brixen den Besucher grüßt. Kanzler war Cyprian von Serntein, alterprobt wie der Schatzmeister Billinger und Hans Kemner. Verstärkt durch die Bischöfe von Triest und Trient, durch Dietrichstein, Roggendorf und einige weitere Räte wurde diese Regierung von Karl erneut bevollmächtigt. Zu den Vertrauenspersonen der Habsburger im Reich gehörten außerdem Pfalzgraf Friedrich, trotz seiner früheren unfreiwilligen Entfernung vom Hofe, und der auch schon genannte Markgraf Casimir; außerdem der Bischof von Sitten, Matthaeus Schinner, ebenfalls seit 1511 Kardinal.

Zur Unterstützung dieser deutschen Fürsten und Räte boten die Habsburger längst auch ihre burgundischen Kräfte auf; darunter vom deutschen Adel Graf Hugo von Mansfeld, von Niederländern zuerst Maximilian Berghes, Herrn von Zevenbergen, der mit Mansfeld und Wolkenstein zusammen soeben das Goldene Vlies erhalten hatte und deshalb sehr betreten war, als er sich der Innsbrucker Regierung unterstellt glaubte. Auf seine Vorstellungen hin wurde das alsbald eingereicht und auch Nikolaus Ziegler wieder zu Ehren gebracht, den man sogar als Reichsvizekanzler in Aussicht nahm. Aus ihrer unmittelbaren Umgebung hatte Margarete außerdem Anfang Februar den Sekretär Marnig zu Zevenbergen nach Augsburg geschickt, um den französischen Werbungen entgegenzuwirken; jeden französischen Dukaten, sollte er sagen, würden die Deutschen später mit dem Vierfachen zurückzahlen müssen. Ein anderer hoher Rat, Hugo Marnier, ging ungefähr um dieselbe Zeit zu Trier und Mainz. Denn je näher der Wahltermin rückte, um so eifriger wurde die Erzherzogin. Ihr standen als Staatsrat zur Seite Philipp von Cleve, Karl von Croy Fürst von Chimay, Heinrich von Nassau, Anton Lalaing Herr von Hoogstraeten, und ihr alter Vertrauter Johann von Berghes. Diese Regierung stellte nach und nach ihre besten Männer in die Front; nach Zevenbergen zunächst Heinrich von Nassau, Karls nächsten Freund, der um die Grafen am Rhein warb, dann zusammen mit Gerard de Pleine, Herrn von La Roche, die Kurfürsten von Trier und Köln aufsuchte und später mit Johann von Armerstorf weiterzog nach Sachsen und Brandenburg. Armerstorf war schon bei Kurpfalz, Trier und Mainz gewesen. Endlich wollte Margarete auch den Bischof von Lüttich, Eberhard von der Mark, für den man den Kardinalshut erwartete, mit in Deutschland verwenden.

Alle diese Herren und ihre Sekretäre entwickelten eine fieberhafte Tätigkeit, und ihre oft täglichen Berichte enthüllen uns die aufgeregte Stimmung dieses denkwürdigen Frühlings 1519. Begründete Nachrichten von den Absichten der Franzosen mengten sich mit wilden Gerüchten. Der König spare nicht mit Geld und Truppen; er wolle mit bewaffneter Hand durch Lothringen an den Rhein ziehen und habe bereits Anknüpfungen im Lande. Die Kurfürsten am Rhein fühlten sich genötigt, ihrerseits zur Sicherung der Wahlfreiheit habsburgische Hilfe zu erbitten.

Greifbar erschien die französische Gefahr für die Niederlande und das Reich, als ruchbar wurde, daß der alte Schützling Frankreichs, Karl von Geldern, sich inzwischen mit der Tochter des Herzogs Heinrich des Mittleren von Lüneburg in Celle vermählt hatte und diesem Rückhalt bot. Denn Herzog Heinrich stand

in schwerer Fehde an der Seite des Bischofs von Hildesheim, eines geborenen Herzogs von Sachsen-Lauenburg, gegen dessen auffälligen Stiftsadel, namentlich die Familie von Caldern. Der Adel aber hatte seinerseits Anlehnung gefunden bei den Herzögen Erich von Calenberg und seinen Neffen, dem Herzoge Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel und dem Herzoge Franz, Bischof von Minden. War bis dahin die verwüstende Fehde hauptsächlich auf Kosten des Stiftes Hildesheim gegangen, so wandten sich nun die Freunde des Bischofs gegen Minden, das ihnen nach dem Fall der Landesfeste Petershagen bald ganz in die Hände geriet. Hier in Niedersachsen also, dem Lande der Bauern und der Pferde, das noch die folgenden Menschenalter hindurch ein bevorzugtes Rekrutierungsgebiet von Reitern und Knechten bleiben sollte, hatte die französische Partei sozusagen ein siegreiches Heer an der Hand.

Aber auch die Habsburger hatten ihre militärischen Stützen. Ein altes Organ ihrer Politik in den Oberlanden war der Schwäbische Bund, von Haus aus ein Schutzbund der kleinen Reichsstände, Ritter und Städte, gegen die Landespolitik der Herren von Württemberg. Neuen Anlaß zur Mobilmachung des Bundes gab der Überfall des ohnehin durch die Ermordung des Hans von Hutten belasteten Herzogs auf Reutlingen. Zerfallen mit seiner Gemahlin hatte er auch deren Brüder, die Herzöge von Bayern, auf sich geladen. Seine Unterstützung durch Frankreich reichte nicht aus. Ein kurzer Feldzug führte zur Sequestrierung des Landes. Erneuter Zug der Schweizer zum Herzog wurde durch die geschickte Politik Zvenbergens in Zürich rückgängig gemacht; die Schweizer begriffen die Gefahr einer französischen Umfassung und verlangten deshalb nun auch ihrerseits die Wahl eines Königs aus deutschem Stamm. So konnten die freigewordenen Truppen des Schwäbischen Bundes Ende Mai 1519 unmittelbar von den Habsburgern in Sold genommen werden. Neben ihren ersten Vertretern bei den Bundestruppen hatte die österreichische Politik etwa gleichzeitig in Franz von Sickingen eine besonders gefürchtete militärische Kraft gewonnen und damit dem französischen Dienst entzogen.

So war im Frühjahr 1519 die Lage in Deutschland.

Aber alle klugen und tatkräftigen Maßnahmen der habsburgischen Politik hingen letzten Endes ab von dem Willen und von den Mitteln des jungen Souveräns in Spanien. Und nun sind wir zum dritten Male in der Lage zu sehen, daß dieser sich in der Tat ganz persönlich für etwas einsetzte und damit auch die ungeheuren Aufwendungen seiner Kommissare und Agenten in bezug auf Gratifikationen, Entschädigungen und Pensionen deckte. Die Wahl hat schließlich fast eine Million Goldgulden gekostet, wovon annähernd die Hälfte auf Grati-

sifikationen an die Kurfürsten und ihre Räte gekommen ist. Das Haus der Fugger machte den größten Teil der ungeheuren Summe flüssig, und ihre Rechnungsbücher zeugen noch heute von den Ausgaben; durch Erwerb immer neuer kaiserlicher und habsburgischer Besitz- und Hoheitsrechte in Schwaben und Tirol machten sie sich ihrerseits bezahlt.

Karl erhielt Veranlassung zur Stellungnahme, als eines Tages an dem ängstlich gewordenen Hof in den Niederlanden die schüchterne Erwägung auftauchte, ob nicht bei unüberwindlichen Schwierigkeiten in bezug auf seine Person als König von Spanien vielleicht doch eine Kandidatur des Erzherzogs Ferdinand vorgeschoben werden sollte oder diejenige eines anderen deutschen Fürsten, wobei auch von Sachsen oder Pfalz die Rede war. Margarete und ihre Berater dachten offenbar nur daran, unter allen Umständen eine Wahl des Königs von Frankreich zu durchkreuzen. Allein schon die leiseste Anspielung auf solche Möglichkeiten stieß bei Karl auf leidenschaftliche Abwehr. Am 5. März fertigte er eine Persönlichkeit seines besonderen Vertrauens, Adrian von Croy, Herrn von Beaurain, der eben jetzt das Goldene Vlies erhielt, mit einer sehr eingehenden Instruktion und einem Handschreiben an seine Tante ab. Der Enkel Maximilians begehrte das Erbe seiner Ahnen in eifersüchtiger Erregung.

Er denke nicht daran, ließ er sagen, angesichts so bedeutender Aufwendungen und Aussichten, insbesondere der früheren Bereitwilligkeit der Kurfürsten, die Wahl irgendeines anderen zuzulassen; die Kurfürsten könnten das Eintreten für Ferdinand als Geringschätzung und als Rückzug von den schon übernommenen Verpflichtungen betrachten. Seine Berater sollten wissen, daß er das Letzte daransetzen werde, da er nichts auf dieser Welt mehr begehre. Er habe seine Kommissare angewiesen nichts zu sparen, denn es gehe bei ihm um Reputation und Ehre. Er gedenke auch zu zeigen, daß seine Freundschaft mindestens soviel wert sei wie diejenige des Königs von Frankreich. Schon das bloße Erscheinen Ferdinands in Deutschland zur Übernahme der habsburgischen Länder lehnte er schroff ab; der Gedanke möge löblichem Dienst-eifer entstammen, aber er müsse doch sein Erstaunen über so eigenmächtige Pläne aussprechen; sie hätten sich das alles besser überlegen sollen. Er habe für Truppen in Deutschland und Neapel Vorkehrungen getroffen und werde nach der glücklichen Wahl sofort zur Krönung kommen. Sei er aber einmal Kaiser, so habe er ganz andere Möglichkeiten, auch für seinen Bruder zu sorgen. Jetzt aber schon die habsburgische Macht aufzuspalten, wäre gerade das, was die Franzosen am heftigsten begehrten. Deshalb solle alles, was in Sachen der Wahl oder des Erscheinens Ferdinands in Deutschland angeordnet oder an-

gedeutet sei, unverzüglich und ausdrücklich rückgängig gemacht werden. Ein eigenhändiger Zusatz betonte noch einmal, daß alles dieses sein entschiedener Wille sei. Eigenhändig schrieb er außerdem an seinen Bruder, um ihn gegen alle Einflüsterungen zu schützen und ihn seiner Bereitwilligkeit zu einer späteren vernünftigen Erbteilung zu versichern.

Eingehender noch als die Handschreiben war die Instruktion für Beaurain. Da wird zum ersten Male bestimmt die Wahl Ferdinands zum römischen Könige nach der Kaiserwahl in Aussicht genommen. Freilich findet sich hier auch die Befürchtung, daß das Ganze nur eine Machenschaft Frankreichs sei, das wohl aufs neue durch eine französische Heirat den Bruder von ihm trennen wolle. Ferdinand würde gar nicht in der Lage sein, das Kaisertum zu halten, denn schon ihr Großvater Maximilian sei trotz aller seiner hohen Fähigkeiten und Erfolge nie aus den schweren Sorgen herausgekommen. Nur die Vereinigung aller ihrer Länder gebe dem Kaisertum die jeden Gegner abschreckende Machtstellung zum Heile des Glaubens, zur Verteidigung der Christenheit. Das waren im tiefsten Sinne programmatische Worte dieser Regierung.

Man spürt ganz deutlich das Zusammenwirken der dynastischen Ansprüche und der Kreuzzugstimmung des burgundischen Ritters mit den höheren Vorstellungen vom Kaisertum, in denen man nicht nur die Ideen, sondern auch die Feder Gattinaras vermuten darf. Karls Neigung lag in der Berufung auf Ehre und Reputation, Gattinaras Gedankenführung in der machtpolitischen Einschätzung des Kaisertums als eines Friedensfaktors für die Christenheit.

Die Meinungen der habsburgischen Regierung waren in allen ihren Trägern, in Innsbruck, in Augsburg, an den deutschen Höfen, in den Niederlanden und in Spanien im Grunde einheitlich, wenn auch verschieden begründet und nach Temperament ungleich lebendig. So bleibt die Frage, wie sich ihre Pläne und Absichten im Rahmen der europäischen Politik durchführen ließen. War nicht Karl durch heilige Verträge an das Haus gebunden, das ihm jetzt in bezug auf das Kaisertum so hochmütig entgegentrat? Lagen nicht auch Anzeichen dafür vor, daß Frankreich eine neue Anlehnung an England finden würde, nachdem der kurze Waffengang von 1513 mit der Rückgabe Tournais an Frankreich sozusagen rückgängig gemacht war? War die Anlehnung des Papstes an Frankreich nicht längst erfolgt? Bei der Vergebung des deutschen Königtums aber hatte das Papsttum wegen der Kaiserkrone seit dem 13. Jahrhundert ein gewichtiges Wort mitzusprechen — trotz aller Erklärungen in den Tagen Ludwigs des Bayern. Die päpstliche Politik aber stellte sich immer zugleich universal und im Zusammenhange der italienischen Staaten dar.

Nachdem die Besprechungen von Montpellier durch den plötzlichen Tod des französischen Bevollmächtigten gescheitert waren, zeigte Paris wenig Neigung zu weiteren Verhandlungen. Vom Papst hörte man kaum etwas Freundliches, von England nichts Sicheres. Der Leiter der englischen Politik, der kluge, aber eitle Erzbischof von York, Kardinal Wolsey, gab nach allen Seiten schöne Worte und bezog dafür entsprechende Gaben. Er selbst wollte Schiedsrichter der Christenheit heißen und die kaiserliche Würde für seinen Herrn gewinnen. Leo X ließ ihm durch den Legaten Campegio sagen, er sei mit England darin einig, daß er weder den König von Spanien noch denjenigen von Frankreich als Kaiser wünsche, daß er aber nicht wie England die Wahl des Franzosen, sondern die Wahl des Spaniers für die gefährlichere halte. Heinrich VIII war auf diese Einladung zur Betreibung der eigenen Wahl im Herzen längst eingegangen, betonte freilich seinerseits, daß er im Zweifelsfall die Wahl des Franzosen noch weniger wünsche als diejenige Karls. So einigten sie sich dahin, beiden Teilen Entgegenkommen zu zeigen, im Ernst aber beiden entgegenzuwirken. In diesem Sinne war die Instruktion für Richard Pace vom 30. Mai nach Deutschland abgefaßt. Man dachte wohl, mit dieser Politik den lachenden Dritten zu spielen.

Der Papst hielt sich nicht an die Abrede, versicherte vielmehr den König von Frankreich seiner wärmsten Unterstützung, stellte ihm auch den Kardinalshut für die Kurfürsten von Trier und Köln in Aussicht, und für den Kardinal von Mainz die dauernde Legatenwürde, falls diese Herren für ihn einträten; ja, er sandte den ganz französisch gesinnten Nuntius Orsini nach Deutschland, wo sich bereits Cajetan und Carracciolo befanden, und ließ auf dem Tag der rheinischen Kurfürsten zu Oberwesel schlechtthin erklären: Karl sei als König von Neapel nicht wählbar, entsprechend einer von Ferdinand von Aragon einstmal eingegangenen Verpflichtung. Damit war der bisher über die päpstliche Politik gelegte Schleier zerrissen. Die Regierung Karls ließ alsbald in Rom protestieren, worauf der Papst nun auch dem spanischen Gesandten gegenüber mit seiner Abneigung gegen Karls Wahl nicht mehr zurückhielt.

So lagen im Mai die Karten offen. Scheinbar waren alle Mächte gegen Karl. Die deutschen Kurfürsten schwankten. In Wahrheit wirkte gerade diese Lage zu Karls Gunsten. Die überkluge englische Politik hatte sich selbst neutralisiert. Pace erreichte nichts, wußte nur von dem raschen Sinken der französischen Ausichten zu berichten. Das offene Zusammenarbeiten aber zwischen dem Papst und Frankreich war das sicherste Mittel, die Stimmen der Kurfürsten den Habsburgern zuzuwenden. Die prahlerische Art der Fran-

zosen, die Befonung der Macht und Mittel ihres Herrn mußten die Deutschen kopfscheu machen, und der Kredit des Papstes war eben jetzt, in den ersten Jahren der lutherischen Bewegung, sichtlich im Schwinden. Dazu wurde die durch den aufsteigenden Humanismus entbundene nationale Stimmung, vor allem im Elsaß und am Rhein, sich ihres politischen Gehalts gegen Frankreich und für die Dynastie des letzten Kaisers von Tag zu Tag mehr bewußt. Die verbindliche, interessierte, joviale und ritterliche Art Maximilians hatte ihm Fürsten und Volk gewonnen. Was man an seiner Politik zu tadeln gehabt hatte, das war vergessen. Sein Bild, in unzähligen Blättern über das Land verbreitet, war lebendig geblieben; und sein junger Enkel, weder durch bedrohliche Macht noch durch persönliche Ansprüche gleich seinem französischen Nachbarn belastet, genoß unverdient das, was man Popularität nennt. Auch von ihm verbreitete man volkstümliche Bilder in Holzschnitten, und das Volkslied beteuerte:

Ich hoff, die Sach soll werden gut,
so Carolus, das edel Plut,
die Sach tut für sich nehmen.

Ein deutscher Forscher hat vor einigen Jahren versucht, diese „habsburgische Legende“ zu zerstören. Es ist ihm nicht gelungen, weil unsere Überlieferung selbst eine zu eindringliche Sprache redet.

Und so trat das ein, was eintreten mußte, nachdem die habsburgischen Regierungen die Wahl einträchtig und umfassend vorbereitet, auch die militärische Sicherung, ohne daß man den Druck spürte, behutsam in die Wege geleitet und mit Geld nicht gespart hatten. Was noch fehlte, schien die Haltung der Gegner zu besorgen.

In dieser Lage griff nämlich die päpstliche Politik zu einem letzten Mittel. Wenn sie schon die Wahl des Königs von Frankreich nicht mehr für möglich hielt, so wollte sie doch die Erhebung Karls noch verhindern. Sie lenkte zurück auf die Wahl eines deutschen Kurfürsten.

In Betracht kam nur der angesehenste unter ihnen, Friedrich der Weise von Sachsen. Sein Name war in diesem Zusammenhang vor Jahren schon einmal genannt worden, dann aber hinter den großen Potentaten völlig zurückgetreten. Außerdem stand dieser bedächtige und herbe Mann erst recht im Brennpunkt des Interesses als der Landesherr des Augustiners und Professors von Wittenberg, der das Unwesen des päpstlichen Ablasses mit so tiefem Ernst und so großer Gelehrsamkeit bekämpfte und sich neuerdings von dieser Einzelfrage vorwärtsgetrieben sah zum Sturm gegen das ganze geräuschvolle

Kirchenwesen, das in fremden Händen lag, von Machtbegier geleitet war und mit dem Geist des Evangeliums als der frohen Botschaft von der inneren Veröhnung des sündigen Menschen mit Gott wenig mehr gemein zu haben schien.

Friedrich der Weise hatte sich den Werbungen Maximilians gegenüber spröde verhalten. Auch spätere Angebote der Habsburger waren auf seinen beharrlichen Widerstand gestoßen; es gebühre ihm nicht, wegen der Königswahl zu verhandeln. Der seinem Hofe doch verlockende Gedanke einer habsburgischen Ehe für den Kurprinzen mit stattlicher Mitgift, Geschenke an die Räte und große Angebote für die kurfürstliche Kasse wurden ohne jede Beziehung auf die Wahlfrage betrachtet und Zahlungen nur als Begleichung einer „alten Schuld“ behandelt. Kein Zweifel, daß sich in dieser Schämlichkeit ein feineres Gewissen zeigte, als in dem Verhalten der übrigen Kurfürsten, von denen Mainz für sich und die Räte 113 200 Goldgulden, Köln wenigstens 52 800, Pfalz einschließlich der Entschädigung für Hagenau und der Gratifikation an den Pfalzgrafen Friedrich 184 100 Goldgulden ohne Erröten annahmen, ja durch kluges Verhandeln erst auf diese Höhe gebracht hatten. Die Schlußsumme für Kursachsen betrug nach den Büchern der Fugger immerhin auch 70 000 Gulden. Alle also, einschließlich Trier und Kursachsen, erhielten ihre Gebühren; nur der unerfättlichste, der Kurfürst von Brandenburg, ging leer aus, weil er bis zuletzt an Frankreich festhielt, obwohl er sich zwischendurch einmal an die habsburgische Politik so nahe angeschlossen hatte, daß die Ehe des Kurprinzen mit „Gräulein Katharina von Hispanien“ durch Prokuration bereits vollzogen werden konnte.

Auf den Kurfürsten von Sachsen wirkten nun die Franzosen und die römische Kurie durch den geschäftigen Karl von Miltitz noch im letzten Augenblicke, am 14. Juni, mit dem Ansuchen ein, er möge, falls die Wahl des Königs von Frankreich nicht zu erreichen sei, seine eigene Wahl zulassen; päpstliche Heiligkeit wolle seine Wahl schon als gültig betrachten, wenn er zur eigenen Stimme noch zwei weitere gewinne (wobei man irrümlicherweise wohl nur mit sechs Kurfürsten rechnete). Nicht genug damit; der Papst würde auch ihm für den Fall seiner Bereitwilligkeit einen Kardinalshut zur Verfügung stellen. Man hat gemeint, daß sich dieses Angebot auf Luther bezogen habe — ein ganz unsinniger Gedanke für jeden, der die damalige römische Kurie und den bereits eingeleiteten Prozeß gegen Luther kennt. In Wahrheit scheiterte alles Liebeswerben an dem aufrechten Sinn des alten Herrn, der auf die französischen Heiratsangebote offen und ehrlich antwortete, er stehe bereits anderweitig in

Verhandlung. So fehlt es an der ersten Voraussetzung für die angebliche Wahl Friedrichs des Weisen, seinem eigenen Einverständnis.

Ganz sicher ist es nie zu einer solchen Wahl gekommen. Wir wissen vielmehr sehr genau, daß die letzten Frankfurter Beratungen der Kurfürsten am 26. und 27. Juni nichts wesentlich Neues brachten. Am Abend des 27. kündigten sie die eigentliche Wahl für den nächsten Tag an. Der Rat der Stadt ließ dem Volke ansagen, niemand solle erschrecken, wenn die Sturmglocken dreimal geläutet würden; das sei Brauch; ein jeder solle dann Gott bitten, den Kurfürsten seine Gnade zu verleihen, „daß sie einen König wählen, der Gott dem Allmächtigen, dem Heiligen Reich und uns allen Nuß sei“. Die Wahl Karls erfolgte einstimmig. Nur der Brandenburger ließ sich notariell verbrieft, daß er die Wahl „aus rechter Furcht tue und nicht aus rechtem Wissen“. Als aber die Wahl ausgerufen, „haben die 22 Trompeter des Pfalzgrafen und des Markgrafen von Brandenburg in die Trompeten gestoßen, dann hat man zur Orgel das große Te Deum laudamus angestimmt“; so erzählt der Frankfurter Stadtschreiber.

In der Reihe der deutschen Könige und Kaiser war dieser Karl der fünfte, und so lebt er in der Geschichte und in der Benennung aller Völker fort. Er trug den alten karolingischen Namen, den zwischendurch nur noch der Luxemburger Karl IV geführt hatte — auch aus derselben niederfränkischen Heimat Karls des Großen. Die deutsche und die abendländische Geschichte schienen zurückzulenken in ihre Anfänge und noch einmal die bedeutendsten Möglichkeiten zu eröffnen.

So urteilte jedenfalls der vornehmste Berater des Erwählten, sein Großkanzler Gattinara. Mit einer Denkschrift vom 12. Juli 1519, also unmittelbar nach Eintreffen der Wahlnachricht, begann er das große politische Erziehungswerk an seinem Herrn mit den Worten: „Sire, da Euch Gott diese ungeheure Gnade verliehen hat, Euch über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu erhöhen zu einer Macht, die bisher nur Euer Vorgänger Karl der Große besessen hat, so seid Ihr auf dem Wege zur Weltmonarchie, zur Sammlung der Christenheit unter einem Hirten.“ Deshalb gebühre Seiner Majestät zuerst Gottesfurcht und Demut, Erfüllung der Testamente seiner Vorfahren, Sorge für die Königin-Mutter und hochherziges Verhalten gegen den Bruder. Sodann sei es seine Pflicht, die rechten Personen auszusuchen für Kirche und Staat, besonders für die Gerichte. Auswahl guter Räte, wie Moses geraten, Erlaß guter Gesetze wie durch Justinian, ihre Handhabung in Milde wie durch Titus; dazu Freigebigkeit nach Seneca und doch Mäßigung in allem. Besonders wichtig, Ordnung in den Finanzen zu halten, zumal im Heere;

hundert gutbezahlte Krieger seien mehr wert als zweihundert schlechtbezahlte. Aber auch sonst Zusammenfassung und Kontrolle im ganzen Haushalt. Gattinara warnte vor der Bevorzugung der Niederländer, empfahl einen kleinen geheimen Rat und zum Schutz gegen die Verschleppung der Geschäfte die Erledigung des Wichtigsten an jedem Morgen, gleich nach dem Aufstehen, wenn nicht schon beim Anziehen. Er empfahl die Verselbständigung der Sekretäre zur Entlastung des Monarchen und des Kanzlers, vollends die Selbständigkeit aller Gerichte. Gegen Schluß der Denkschrift heißt es, nächst seinen Eltern verdanke der König am meisten dem Marquis von Arschot, Herrn von Chivèpres, und dann noch einmal: die Monarchie habe ihren Sinn in der Vereinigung aller Völker zum Dienste Gottes.

Am 30. November wurde die feierliche Begrüßung durch die Gesandtschaft der Kurfürsten in Molins del Rey von Gattinara ebenso stilvoll beantwortet; einige Wochen nach dem Empfang die Botschaft der österreichischen Stände. Der Kanzler entwarf ein vorteilhaftes Bild von dem neuen Könige, nahm ihn auch im Privatgespräch in Schutz gegen ungünstige Gerüchte. Dabei war es sichtlich mehr Wunsch als Wirklichkeit, wenn er den Fleiß seines Herrn rühmte, der schon morgens im Bett die wichtigsten Geschäfte erledige und mit seiner hohen Einsicht oft die Alten beschäme.

Wieder einige Wochen später legte der Kanzler sein aufschlußreiches Gutachten vor über Titel, Wappen, Siegel und Münzen des neuen Kaisers. Er meinte, an die Spitze jedes Titels gehöre nun „König der Römer, erwählter römischer Kaiser, immer Augustus“. Dann könnten die anderen Titel folgen. Um Verstimmungen zu begegnen, sollte man in Castilien und Aragon verkünden, das sei keine Beeinträchtigung der Ehre und Würde dieser Königreiche, sondern ihre Erhöhung. Auch müßte der Name der Königin Juana zwar nach dem Kaisertitel, aber vor dem Königstitel Karls eingesetzt bleiben. Für Deutschland sollte der Titel lauten: „Römischer König, künftiger Kaiser, immer Augustus, König von Spanien, Sizilien, Jerusalem, der Balearen, der kanarischen und indianischen Inseln, sowie des Festlandes jenseits des Ozeans, Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant, Steier, Kärnten, Krain, Luxemburg, Limburg, Athen und Patras, Graf von Habsburg, Flandern, Tirol, Pfalzgraf von Burgund, Hennegau, Pfirt, Roussillon, Landgraf im Elsaß, Fürst in Schwaben, Herr in Asien und Afrika.“ Ich denke, man muß sich diese Gruppierung der Titel, lediglich nach ihrer Rangstufe, nicht nach Ländern oder Völkern, vergegenwärtigen, um die Gedankenrichtung zu verstehen, aus der sich das neue Weltreich bildete.

Die Unterschrift sollte nach Meinung Gattinaras nur im Namen bestehen, nicht wie in Spanien *Yo el rey*, „Ich der König“. Als Wappen komme nur der zweiköpfige Adler in Betracht, wie bei dem verstorbenen Kaiser, mit Herz- oder Nebenschilden. Das Siegel möge nach den Ländern und den deutschen Erzkanzlerämtern verschieden sein, aber ein größeres Kaiser Siegel stets beim Kaiser gehalten werden, für alle bedeutenden und geheimen Sachen. Dieses Siegel müsse ein Majestätssiegel sein, der thronende Kaiser mit Szepter und Weltkugel, das Kaiserwappen zur Rechten, das Königswappen zur Linken. Handsiegel je nach den Behörden; Sekret und Gegen Siegel für Burgund aber mit Andreaskreuz und den Elementen der Ordenskette nebst der Devise *Plus oultre*, oder nur diese mit den Säulen des Herkules. Die spanischen Münzen sollten auf der einen Seite das Bild des Königs mit Reichsadler und Herzschild, auf der anderen Seite das Bild seiner Mutter tragen mit dem Landeswappen. Betreff der übrigen Länder bleibe zu erwägen, „ob Seine Majestät den Münzfuß nach spanischer Art mit Kurs durch alle seine Länder vereinfachen will“.

Kein Zweifel, der Kanzler träumte von einer universalen, auch wirtschaftlichen Einheit.

Umgruppierung der Mächte. Fürstentage am Kanal

Die vollzogene Königswahl zwang ganz Europa zur Nachprüfung der gegenseitigen politischen Beziehungen. Franz I hatte sich zu laut gerühmt und in seinen doch unzulänglichen Maßnahmen zu sehr bloßgestellt, um nicht in seinem Ehrgeiz und in seinem politischen Ruf schwer getroffen zu sein. Auf der anderen Seite bestand noch das Eheversprechen Karls gegenüber seiner Tochter. Dementsprechend drückten die Räte des Königs ihre etwas betrefene Freude über Karls Wahl aus, die, wie man höre, „unendlich viel mehr gekostet habe, als die französischen Bemühungen“. Franz I selbst überwand sich zunächst zu süß-sauren Tröstungen und bequeme sich zu einem Glückwunsch, den Karl voller Ergebenheit beantwortete.

Auch England machte gute Miene zum verunglückten Spiel. Heinrich VIII befann sich auf „sein altes und freundschaftliches Verhältnis zu Burgund und Spanien“. Wie Karl ihm in guter Haltung für seine „Wahlhilfe“ dankte, so tat es erst recht Margarete aus Anlaß des Empfangs, den sie Richard

Pace gewährte. Ihr mochte in der Tat bei der Niederlage Frankreichs und der wenigstens zur Schau getragenen Freundschaft Englands wahrhaft wohl sein.

Der Papst zeigte sich bei seiner im Grunde ängstlichen Persönlichkeit weniger sorglos als die beiden jungen weltlichen Monarchen. Leo X sah sich durch die französische Freundschaft in Italien mehr gefährdet als gestützt, und wenn er die Spanier fürchtete, so fühlte er sich eben dadurch in unbehaglicher Weise zu ihnen hingezogen. Er konnte doch auch die einstweilen nicht erschütterte Macht des französischen Herrn von Mailand kaum übersehen. Die häufigen und manchmal sensationellen Berichte der Gesandten, besonders der in ähnlicher Lage befindlichen Venezianer, lassen das sanguinische Schwanken des Papstes von unbeherrschten Erregungen zu salbungsvollen Anpassungen an die Lage fast zu drastisch hervortreten. Diese Berichte sind Tageszeitungen, nicht ausgeglichene Schriftstücke; man beachtete mit der Hellhörigkeit der Vorzimmer, daß bei den Gottesdiensten und Festen des Papstes aus Anlaß der Kaiserwahl die französischen, englischen und venezianischen Gesandten fern blieben. Der Papst äußerte wohl, diese drei Mächte und die Schweizer mußten zusammenhalten, um der aufsteigenden Macht des katholischen Königs ein Gegengewicht zu bieten. Seine Sorgen umfaßten ja nicht nur den Kirchenstaat, dem er gar zu gern auch Ferrara wieder einverleibt hätte, sondern erst recht das heimische Florenz, wo freilich sein durch Heirat an Frankreich gebundener Neffe Lorenzo Medici eben gestorben war. Ernstlich verhandelt wurde noch lange über die Belehnung des zukünftigen Kaisers mit Neapel, weil da ältere und jüngere Dekretalen im Wege standen, zu schweigen von dem Einspruch Frankreichs.

Die europäische Machtstellung der Schweizer datierte Commines seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Sie war vollends anerkannt seit dem Einbruch der Franzosen in Oberitalien. Die Eidgenossen verfügten über die besten Soldtruppen in ihren eigenen Leuten und hatten seit dem Erwerb von Lugano und Locarno (1512) offenen Paß in das zwischen dem Kaiser, Venedig und Frankreich umstrittene Mailand, das ihnen übrigens längst auch wirtschaftlich wichtig war. Habsburgische und französische Botschaften begegneten oder folgten sich deshalb auf ihren Tagessitzungen in Zürich oder Baden. Einstweilen „behielten sie ihre Hand offen“.

Im Augenblick entscheidend für Karl waren England und Frankreich wegen der Notwendigkeit seiner Rückkehr aus Spanien in die Niederlande und nach Deutschland. Die Verhandlungen mit England lagen in den Händen des Bischofs von Elne, Bernard de Mesa, und des Sekretärs le Sauch. Man

erwartete in England Karls Besuch und schmeichelte sich, daß dieser Besuch der erste des gewählten Kaisers sein werde. Da die Regierung Karls angesichts der noch in den letzten Fäden hängenden Beziehungen zu Frankreich etwas zurückhielt, übte Wolfsey einen stärkeren Druck aus. Er gab sich zu Beginn des Jahres 1520 seinerseits den französischen Werbungen vor aller Welt hin und verabredete endgültig die Zusammenkunft der Könige, die von den beiden temperamentvollen Herren je „auf ihren Bart“ längst versprochen war. Die neue Lage spiegelte sich alsbald in der sehr anmaßenden Note, die Franz I am 20. Februar zu Burgos in bezug auf die Durchführung des Vertrages von Nonon überreichen ließ.

Das alles wirkte sofort in Spanien, mehr noch in den Niederlanden. Denn unter diesen Umständen mußte eine engere Verbindung Englands mit dem Könige von Frankreich der habsburgischen Politik sehr unerwünscht sein. Karl bestellte eine vornehme Botschaft, den alten Berghes, Gorrevod, La Roche und Haneton neben le Cauch und Mesa zu seiner außerordentlichen Vertretung in England, um seinen baldigen Besuch anzukündigen. Margarete genügte das noch nicht. Sie überbot das Entgegenkommen durch den unverzüglichen Befehl an le Cauch, vorauszufahren und unter Preisgabe des kaiserlichen Angebots eines Besuches auf der Insel Wight das von den Engländern vorgeschlagene Southampton anzunehmen; auch — fügte Margarete hinzu — solle er die Engländer ja nicht merken lassen, daß dieses Entgegenkommen unter dem Druck der letzten Ereignisse stehe; deshalb unterstrich sie dem Sekretär gewisse Stellen in der kaiserlichen Instruktion, die sie unterdrückt wissen wollte.

Sonderbar, wie sich nun das politische Spiel in einer Etikettenfrage zu verlieren schien. Denn alle Bemühungen der englischen, französischen und habsburgischen Politik drehten sich in den nächsten Wochen um die Reihenfolge und das Zeremoniell der Besuche. Von einem Besuche Karls in Frankreich war nicht die Rede. Es wurde vereinbart, daß Karl Mitte Mai in England eintreffe, also wirklich dort seinen ersten Besuch mache, dann weiterfahre in die Niederlande. Inzwischen wollte Heinrich VIII sich nach Calais begeben zum Besuch des Königs von Frankreich, um nach dieser Entrevue wiederum mit Karl zusammenzutreffen. Diese Fragen und alles darin liegende Mißtrauen, besonders in Frankreich, galt es glücklich zu bereinigen und die täuschenden Korrespondenzen so zu formulieren, daß nirgends das herzliche Verständnis getrübt würde.

Natürlich gab es in den Vorbesprechungen doch allerlei Mißtöne. Le Cauch empfand es mit Recht als taktlos, daß sich Wolfsey mit seinen Ratschlägen in

die inneren Angelegenheiten Karls einmischte, etwa mit dem Vorschlag, die Erzherzogin Margarete möge als Statthalterin nach Spanien gehen, damit Chièvres in den Niederlanden frei schalten könne. Aber die Falten glätteten sich wieder.

Man begreift nachträglich, daß der Hof in Spanien die Lösung von den Cortes kaum abwarten konnte, um einigermaßen rechtzeitig in England einzutreffen. Er hatte diesmal Wetterglück und kam in sieben Tagen bis Dover. Der Kardinal von York war zum Empfang herbeigeeilt; man hatte ihm vorsorglich in Spanien ein Bistum ganz, und von einem zweiten noch eine namhafte Rente verbrieft; man warb in Rom um die Genehmigung dafür. Am Pfingstsonntage, dem 27. Mai 1520, erfolgte von Dover aus der Eintritt in Canterbury, wo die große fürstliche Familientagung stattfand. Da waren der König und die Königin Katharina; ihre Stiefmutter Germaine de Foix, jetzt Markgräfin von Brandenburg; ihre Schwägerin Mary, Königin-Witwe von Frankreich, jetzt Herzogin von Suffolk; dazu Karl mit seinem stattlichen spanischen und niederländischen Gefolge. Dem Anteil der Damen entsprach Art und Ton der gesellschaftlichen Veranstaltungen.

Allerlei Verträge waren schon vorher entworfen, insbesondere auch die Verlängerung des England günstigen Handelsvertrages mit den Niederlanden auf fünf Jahre. Das eigentliche Ergebnis der Verhandlungen von Canterbury war aber das enge Bündnis vom 29. Mai, das wir unlängst aus dem Original von Turin kennengelernt haben; Einzelheiten waren der Besprechung durch Wolfsey und Chièvres vorbehalten; denn nach der Zusammenkunft des englischen Königs mit dem französischen sollten sich Heinrich und Karl in der Tat am 11. Juni zwischen Calais und Gravelingen noch einmal treffen.

Während Karl am 1. Juni wieder in Blissingen landete, um noch am selben Tage über Brügge und Gent nach Brüssel zu ziehen, setzte Heinrich VIII mit einem Gefolge von einigen tausend Personen über den Kanal zu dem berühmten Besuch bei Franz I im „Güldenem Feld“, das heißt in den aus golddurchwirkten Stoffen aufgespannten Zelten, ein Zeichen des unerhörten Luxus, mit dem beide Könige sich und den Ihrigen Eindruck zu machen beflissen waren. Wieder eine Fülle gesellschaftlicher Schaustellungen und täuschender, wenn nicht verlogener, gegenseitiger Liebeserklärungen, ganze drei Wochen lang. Man pries diese herrlichen Tage, dieses längst ersehnte Entzücken aneinander. Besonders die Mutter des Königs, Louise von Savoyen, tat ihr Schönstes in unerschöpflicher Courtoisie. Aber auch Franz selbst überraschte seinen königlichen Herzensfreund einmal ganz früh morgens, ließ ihn wecken und tat Dienst bei

seinem Lever mit Darreichung des Hemdes. Aber was an praktisch politischen Fragen besprochen wurde, erfuhr soweit wir sehen keine Förderung. Man betäubte das tiefste gegenseitige Mißtrauen mit geräuschvollen Beweisen des Gegenteils.

Wichtiger wurde die Schlußzusammenkunft Heinrichs VIII mit Karl zwischen Gravelingen und Calais. Sie strafte alles Lügen, was soeben noch in nächster Nähe zwischen Heinrich und Franz an Liebesworten ausgetauscht war. Der Sand am Meere hätte erröten müssen. Denn wenn nicht alles täuscht, ist schon hier unverblümt über eine englische Heirat Karls verhandelt worden. Daß Heinrich seinem französischen Freunde im Vertrauen schrieb, die Anregung dazu sei von Karl ausgegangen, von ihm aber unter Hinweis auf die älteren Pflichten seines Neffen zurückgewiesen, macht das Gegenteil erst recht wahrscheinlich. Allerdings gab es auch bei diesem Freundespaar Zweifel an der Ehrlichkeit der Gefühle. Die Engländer witterten bei Chievres noch immer die alte Franzosenfreundschaft; die Niederländer vermuteten, daß doch von dem Goldfelde einiges hängengeblieben sein könnte. War nicht Karls Stellung wirklich noch sehr unsicher? Es gab Leute genug, die mit Übertreibung der ohnehin schlechten Nachrichten aus Spanien nicht kargten. Und was barg der Schoß Italiens? Was Deutschland?

Erwerb Württembergs. Krönung in Aachen

Den Hof drückte zunächst die ewige Finanznot. Ganz klar sehen wir noch immer nicht in die Bilanzen des Staatshaushaltes, der trotz Gattinaras Drängen nichts weniger als zentralisiert war. Die Masse der Finanzakten der Regierungen wie der Bankhäuser und aller Reichtum der Buchführungen im einzelnen bringen uns nicht hinweg über den entscheidenden Mangel unserer Überlieferung in bezug auf das laufende Verhältnis von Einnahmen und Ausgaben. Man bekam oft große Summen von den Banken gegen Verpfändung oder Veräußerung von Kron Gütern, aber der Urquell aller Verlegenheiten blieb, daß man niemals aus aufgespeichertem Vermögen, sondern immer nur auf Kosten der Zukunft lebte, aus immer neuen Verpfändungen von Staatseinnahmen, Domänen und Bergwerken. Das ist leider bei den meisten Staaten aller Zeiten der Fall, aber das unternehmungslustige 16. Jahrhundert, das noch so tief in der Privatwirtschaft steckte, ließ die Spannung zwischen seinen Bedürfnissen

und den viel zu kurzfristigen Anleihen noch als einen ganz persönlichen, auf Ehre und Kredit des Fürsten lastenden Druck empfinden. Von Bankhäusern, Ministern und Kriegsobristen konnten Vermögen gewonnen werden auf Kosten der Staaten. Die Staaten selbst litten Not. Denn die laufenden hohen Einnahmen wurden von den noch höheren Ausgaben dieser kostspieligen Höfe, ihren Reisen und Geschenken offenbar immer wieder sogleich verzehrt.

Während der letzten spanischen und der ersten niederländischen Monate schwebte eine Sache, die das höchst lehrreich veranschaulicht; das war der Erwerb Württembergs.

An und für sich haben gerade in dieser Sache die habsburgischen Kommissare an politischer Einsicht und Tatkraft ihr Meisterstück vollbracht. Aber der Hof hielt scheinbar ebenso stumpf zurück, wie die Innsbrucker Kammer aus Mangel an Geld von vornherein dem ganzen württembergischen Handel abgeneigt gewesen war; die reichen Tiroler Metallgruben waren längst an die Fugger verpfändet. Anders die burgundischen Räte. Schon bald nach den ersten Erfolgen des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich, vollends nach dessen verunglücktem Versuch zurückzukehren, legten sie es darauf an, das Land für das Haus Österreich zu gewinnen. Die treibende Kraft war wieder Zevenbergen, der die Hauptberichte selbst diktiert haben muß, da er mehrfach in der eigenen Person spricht. Die Verhandlungen zogen sich hin bis zum 6. Februar 1520, wo der bindende Abschluß mit dem Bunde erfolgte. Erst hatte es sich nur um Ablehnung einer Zerstückelung des Herzogtums durch die Bundesstände gehandelt; dann um Erwerbung des Ganzen gegen Erstattung der Kriegskosten; auch dies im Einvernehmen mit Bayern. Man sprach von 300 bis 400000 Gulden. Aber selbst diese Summe schien dem vom Gelde entblößten Hofe unannehmbar. So wagten die kühnen Räte, von denen Zevenbergen schon bei der Kaiserwahl ein kleines Vermögen zugesetzt hatte, unter Überschreitung ihrer Vollmachten den Erwerb auf eigene Verantwortung; und eben diese Eigenmächtigkeit hat uns ihre überaus wichtigen Begründungen eingetragen — beiläufig die ersten großen Denkschriften der Regierung Karls V in deutscher Sprache und ein sprechendes Beispiel dafür, wie diese gebildeten Räte ihre Höfe und Fürsten mit sich rissen.

Die Schriftstücke sollten beim Kaiser, bei Chivvres und bei Margarete die Vorwürfe entkräften, die man den Räten machte. Sie wußten wohl, daß sie hoch gespielt hätten, aber sie seien auch erfüllt von dem gewaltigen Gewinn, den sie der Dynastie zubrachten. Sie wußten auch, daß es Leute gäbe, Fürsten und Herren, die dem Hause Österreich den Erfolg nicht gönnten und deshalb die

Räte tadelten, „es möchte Seiner Majestät ein Krieg und Empörung daraus entstehen, einen Fürsten in Deutschland so von Land und Leuten zu vertreiben“. Indessen, sagten sie, liege Württemberg so günstig zwischen den zerstückten vorderösterreichischen Ländern von Tirol bis zum Breisgau und Sundgau, daß der Gesamtbesitz jetzt erst recht wertvoll werde; daß gerade er mit seinen Mitteln und seiner Menschenkraft dafür bürge, „daß die Fürsten und Stände Ihrer Majestät müßten gehorsam sein, und daß ein Herr von Osterreich stets römischer König und Kaiser sein könne“, wenn er wolle. Hätte man das Land, das drei Millionen wert sei, das man den „Brotkasten der Schweiz“ nenne, fahren lassen und gar die Rückkehr des friedlosen Herzogs geduldet, so würde man statt dessen „einen anderen Herzog von Geldern“ im Lande haben, einen Pensionär von Frankreich, während sich die schutzlosen Stände ihrerseits, wozu sie ohnehin Neigung hätten, ganz „zu den Eidgenossen schlagen würden und nachfolgendes das Land Schwaben und der Rheinstrom bis gen Köln (das Land der Städtebünde) zu ihnen kommen und damit zuletzt das ganze deutsche Land all ein Commun sein und alle Oberkeit daraus vertrieben werden“. Deshalb sei auch der Erwerb der Landvogtei Hagenau so wichtig gewesen, da die zehn Reichsstädte sich sonst ebenfalls „zu den Schweizern schlügen; und wie es alsdann mit der Stadt Straßburg stehen würde, ist wohl zu ermessen“.

Die Habsburgischen Räte sahen also die Zeichen der Zeit merkwürdig klar. Sie bauten einen mächtigen Territorialstaat von der Mündung des Rheins bis zur oberen Donau planmäßig aus und stemmten sich zugleich der heraufziehenden demokratischen Flut ganz bewußt entgegen, als hätten sie das Erlebnis der spanischen Comuneros vor Augen gehabt und hellseherisch die kommenden Unruhen der Bauern und der kleinen Städte. Deshalb setzten sie sich auch unbedingt ein für die Verlängerung des Schwäbischen Bundes, in dem sie noch immer sehr richtig eine Stütze so gut des Reiches, wie der habsburgischen Macht sahen. Nebenbei lassen sie uns erkennen, wie sich diese hochadligen und gelehrten Räte eine Regierung und ihre Finanzierung dachten. Man solle einen „geborenen Herrn“ als Statthalter bestellen, einen „Gelehrten als einen Kanzler“, dazu sechs von der Ritterschaft und einige Finanzbeamte für die Renten und Gülten, die man gelegentlich verkaufen könnte, um von dem Erlös alle Lasten zu decken.

Wir sehen nicht, ob es bei Hofe wahre Einsicht oder nur die Billigung des nun einmal Geschehenen war; jedenfalls blieb Württemberg bis auf weiteres habsburgisch mit all den Möglichkeiten dieser Verbindung für eine geradezu hohenstaufische Reichspolitik.

Inzwischen füllte sich der Hof mit Deutschen, die bald neue, sehr viel tiefere Sorgen mitbrachten. Zunächst war alles auf die Krönung bedacht. Auf den 22. Oktober wurde der Einzug in Aachen angeordnet, eine Joyeuse entrée ins Reich.

Es war ein heiterer Herbsttag, an dem die Kurfürsten ihrem Könige vor die Stadt entgegenzogen. Bis dahin waren sie die unworbenen gnädigen Herren gewesen. Nun kehrte sich das Verhältnis langsam um. Der junge Herr sah zum ersten Male in größerer Zahl die Fürsten des Reiches, das ihm die entscheidenden Aufgaben seines Lebens stellen sollte. Er war in seinen spanischen Lehrjahren wohl herangereift, hatte auch einzelne Proben selbständiger Entschlüsse gegeben; die englischen Zusammenkünfte konnten nicht ohne Eindruck geblieben sein. Von jeher besaß er Haltung, und der undurchdringliche, etwas hochmütige Ausdruck seines Antlitzes erweckte trotz seiner Jugend die Vorstellung eines unnahbaren Gebieters. Dazu kam die eindrucksvolle Pracht seiner Umgebung, kamen Titel und Möglichkeiten, die jeder Phantasie weitesten Spielraum ließen. Schweigend, das Haupt entblößt, nahm er die Huldigung der Kurfürsten entgegen. Durch den Kardinal von Salzburg ließ er antworten.

Der Einzug in die Stadt war von militärischem Gepränge: Reitersäulen, Grafen, Herren, dreihundert Knechte unter Franz von Castelalto, dann Ratsherren von Aachen mit ihren weißen Stäben, der Herzog von Jülich als Nachbar mit vierhundert Reitern, das Gefolge der Kurfürsten, der Hof mit allen seinen Dienern, Pagen und Herolden; sie warfen Münzen unters Volk. Zwischen Hellebardieren die höchsten Würdenträger, spanische Granden, Ritter des Goldenen Vlieses, Fürsten und Kurfürsten in Person. Vor dem Könige der Erbmarschall von Pappenheim mit dem Reichsschwert; der König selbst im Harnisch mit Brokatgewand, schimmernd und reich, sicher und gewandt in der Führung seines lebhaften Pferdes.

Noch am Abend beschwor er die längst, schon am 3. Juli 1519 zu Barcelona vollzogene Wahlkapitulation. Wenn derartige Schriftstücke Regierungen binden können, dann hatten diese deutschen Kurfürsten das ihrige getan, das Reich zu schützen gegen die Gefahren einer Fremdherrschaft. Denn so las man es und so beschwor es nun der Erwählte, daß er die Kurfürsten und Fürsten bei dem Ihrigen handhaben und sie gegen alle Erhebungen der Untertanen, seien es Adel oder gemeines Volk, beschirmen werde; auch gegen alle Bündnisse, unbeschadet ihrer eigenen kurfürstlichen Einung und deren Mitwirkung an der Reichsregierung. Zu Reichs- und Hofämtern wolle Seine Majestät nur geborene Deutsche befördern, in allen Schriften und Reichshandlungen nur die

deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen, keinen Reichstag ausschreiben außerhalb der Grenzen des Reiches; auch kein fremdes Kriegsvolk einführen; das Reich nicht mindern, sondern mehrern und Verlorenes zurückbringen.

Nicht nach Erbrecht und durch Geburt von Gott gesetzt, sondern durch Wahl erkoren und gebunden an den Vertrag der Wahlkapitulation trat der König seine Reichsregierung an. Kurfürstenkolleg und Bündniswesen hatten längst auch den Reichstag zu einem Verhandlungshof gemacht, dessen Mehrheit sich der König fügen mußte trotz allen Scheines Seiner Majestät.

Am 23. ganz früh begann das Krönungsfest in dem ehrwürdigen Münster Karls des Großen. Nach den Ordines vergangener Jahrhunderte erfolgten Gelöbniß, Salbung, Einkleidung, Krönung und Inthronisation. Der Gewählte gelobte durch ein oft wiederholtes Volo — „ich will es“ — die Erhaltung des überkommenen Glaubens, den Schutz der Kirche, eine gerechte Regierung, Wahrung der Rechte des Kaisertums, Schutz der Witwen und Waisen, Ergebenheit gegen den Heiligen Vater, den Papst. Der Erzbischof von Köln stellte die herkömmliche Frage an die Gemeinde als Symbol des deutschen Volkes, „ob sie diesem Fürsten und Herrn gehorsam sein wollten nach dem Worte des Apostels“ — und das Volk rief laut und jubelnd sein Fiat, Fiat, Fiat.

Auf die Krönung durch die Hand der Erzbischöfe folgte das Besteigen des Thrones Karls des Großen, Ritterschlag und großes Te Deum laudamus; am Mittag das Krönungsmahl, abends Festbankett auf dem Rathause, alle diese Feste auch unter Mitwirkung der Erzherzogin Margarete, deren Herz höher schlagen mochte angesichts dieser Befestigung der Macht ihres Hauses. Drei Tage nachher erfolgte die Bekanntgabe der Einwilligung päpstlicher Heiligkeit zur Annahme des Titels eines „erwählten römischen Kaisers“ durch Karl.

Deutschland und die Lutherfrage. Reichstag in Worms

Konnte es etwas Größeres und all diesem Würdigeres geben, als daß der junge Kaiser alsbald vor eine Kirchenfrage höchster Ordnung gestellt wurde, die zugleich das Schicksal der Nation in sich begriff? Es war ein Reichstag ausgeschrieben noch für den Winter nach Worms. Neben Verfassungsfragen und der Bewilligung von Mitteln für den Erwerb der Kaiserkrone in Rom mußte dort oder vorher von Reichs wegen auch zu der Frage des Augustinerpaters Martin Luther Stellung genommen werden. Für den Theologen mel-

defen sich längst sowohl die nationale Bewegung, die bis dahin diesen Habsburger so sichtbarlich getragen hatte, wie ein unverkennbares Interesse der Fürsten und Städte, von denen man Bewilligungen erwartete, während auf der anderen Seite Klage und Forderung gegen den erklärten Ketzer von derselben römischen Kurie ausgingen, die der Wahl des jungen Herrn ebenso deutlich entgegen gewirkt hatte und ihm noch immer zum mindesten sehr zurückhaltend gegenüberstand. Hinter diesen offenen Gegensätzlichkeiten dehten sich weltgeschichtliche Tiefengründe von Jahrhunderten.

Es wäre verwegen, hier ein Bild entwerfen zu wollen von dem damaligen Zustande des deutschen Volkes, das sich in jener zum Fieber gesteigerten Erregung befand, die ein gewaltiges, noch unbestimmtes, erst halb begriffenes Wollen umschloß. Die begierige Aneignung der neuen Bildung des Jahrhunderts, das Bewußtwerden der eigenen alten ruhmreichen Nation aus den geschichtlichen Hilfsmitteln, die diese Bildung bot; die Entdeckung des ersten Befreiers der Deutschen von den Römern und vieler späteren Kämpfe deutscher Kaiser mit den Päpsten; die Ausbreitung dieses neuen, historisch durchbluteten Lebensgefühls durch einen bis dahin unerhörten Anteil des ganzen Volkes an Bild- und Schriftwerken, die förmlich durch die Lande flogen; eine unerschöpfliche Gestaltungsgabe in der bildlichen Darstellung auch des Seelischen, und in der nun durchdringenden hochdeutschen Sprache eine packende Eindringlichkeit und bildhafte Volkstümlichkeit des Ausdrucks; vollends die leidenschaftliche Ergreifung der religiösen Welt in bald zartem, bald heftigem, immer hingebendem Mitempfinden, in Gesichten und Fragen, die den Himmel aufzureißen schienen — das alles war der Ausdruck eines ganz starken und naturhaften inneren Lebensverlangens, das nur noch der Führung bedurfte.

Die Führung konnte eine politische sein, und der Kaiserglaube hatte in den letzten Jahrzehnten der Reichsreform oft genug die Gestalten der größeren Vergangenheit heraufbeschworen. Denn zur Führung, zumal über vielfältig sich widerstrebenden politischen und materiellen Interessen, bedarf es zu allen Zeiten nicht nur des starken Glaubens an die Möglichkeit eines Wandels, sondern erst recht einer ganz persönlichen Verkörperung des allgemeinen Verlangens. Maximilian war dieser Führer bei aller Genialität seiner Anlagen nicht gewesen. Noch weniger konnte es sein Enkel sein, mochte immer Martin Luther eben in diesem Herbst 1520 in seiner kühn die Nation bestürmenden Schrift „An den Christlichen Adel“ als seine Hoffnung verkünden: „Gott hat uns ein junges, edles Blut zum Haupt gegeben und damit viel Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt.“

Erstatterndes Verhängnis unserer Geschichte! In diesem Augenblicke, da die Nation eines Königs bedurfte, der ihr grenzenloses Können und Sehnen in sich zusammenfaßte, fand sie einen jungen Herrn, den nichts, aber auch gar nichts mit dem inneren Wesen der Nation verband, der sich vielmehr anschickte, gegen die Nationen, zu deren Führung er berufen war, nach Erbe und Pflicht der Idee eines rein dynastisch gearteten Weltreiches nachzutrachten, das, wenn überhaupt, nur in demselben Rom seinen Pol finden konnte, dem Martin Luther soeben Glauben und Gefolgschaft aufgesagt hatte.

So ergab sich denn für den jungen Herrscher, wie für sein Volk gleichmäßig, schicksalhaft die tragische Verwicklung gerade durch den historischen Aufbruch der Nation, die nun daran war, in dem leidenschaftlichen Kämpfer für das Heil der Seelen seiner lieben Deutschen wenigstens ihren geistigen Führer zu finden. Sie verstanden ihn halb in der gegenwärtigen Zeitlichkeit ihrer Nöte von denen auch er jetzt hinreißend sprach, halb in der Unendlichkeit des Ewigen, um das sie noch mehr bangten. Sie begriffen auch aufhorchend die höchste Rechtfertigung aller ihrer Klagen oder Gravamina und in dieser wieder die Weisung zum Allumfassenden, in dem das Kleine versank. Sie schickten sich an, brüchige Formen einer religiös-sittlichen Konvention zu zerschlagen, versiegelte Briefe zu erbrechen, um das vergessene Testament der Gotteskindschaft an sich zu reißen. Das bedeutete ebenso sehr eine neue Theologie, wie bewußt oder unbewußt die Entdeckung des göttlichen Sinnes dieses Lebens aus dem elementaren Drang innerlicher Berufung zur Idee des Daseins, der Arbeit, der Familie und des Staates; später sogar einen Verzicht auf die so dringende politische Selbstdarstellung, auf Einheit und Macht — um der Wahrheit willen, die man im Worte doppelt suchte.

Aber eben deshalb war es doch auch Theologie. Denn es gibt nichts wahrhaft Heiliges ohne Tradition. Und auch die Theologie ist in erster Linie ausdeutende Bewahrung. So bewegte man sich in ihrem Gewande. Man sprach von Wahrheit und Recht. Von Wahrheit im Sinne der Gelehrten als etwas Beweisbarem; vom Recht im Sinne der Kirche und des Reiches als den Formen der öffentlichen Ordnung. Gegen den in Rom, zuletzt in der Bulle Exsurge Domine vom 15. Juni 1520, mit 41 seiner Sätze verdammteten Ketzler wandte sich fordernd der päpstliche Nuntius. Als solcher erschien am Hofe Karls V, neben Caracciolo, in besonderem Auftrage Hieronymus Aleander, ein kluger, rühriger, auch gebildeter Theologe. In der vorletzten Septemberwoche wurde er zu Antwerpen erstmals empfangen und wohl aufgenommen. Er erhielt, offenbar wider Erwarten, von dem jungen Herrn das Bild vollendeter Kirchlichkeit

und bemerkenswerter Einsicht. Auch in der Umgebung des Fürsten fand er Hilfe; er rühmte den Humanisten Marliano, Bischof von Tuy, der selbst gegen Luther geschrieben hatte. In Löwen erfolgte die erste förmliche Verbrennung von lutherischen Schriften. Karl bestellte auch seinen Erzkapellan Alonso Manrique de Lara ausdrücklich zu einer Prüfung der niederländischen Kirche in bezug auf die lutherische Häresie, und ließ sich von ihm bald sehr ernste Worte sagen.

Ganz anders aber wurden die Eindrücke, als Aleander über Aachen im Gefolge des gekrönten Kaisers nach Köln und tiefer in die Rheinlande kam. Nun bringen die berühmten Depeschen des Nuntius jene wechselnden Stimmungen der Sorge, des Argers, der Angst zum Ausdruck, die im Grunde weniger die oft berufene Furchtsamkeit des Kurialen, als die stürmisch aufwogende Erregung des Volkes, der Ritter und Bürger und Fürsten für Luther erkennen lassen. Der Bischof von Lüttich gab ihm das vom Kaiser vertraulich erhaltene herausfordernde Sendschreiben Huttens, das ihn entsetzte. Die weitere Fahrt wurde vollends für ihn ein Weg der Bitternis und der Gefahren.

In Köln traf man die Kurfürsten. Pfalz und Sachsen galten zeitig für schwierig. Zu Friedrich dem Weisen gewannen die Nuntien erst Zutritt während einer Messe im Franziskanerkloster. Aleander fand ihn gut und fromm, aber seine Umgebung lutherischer als Luther. Er begrüßte den alten Herrn ehrerbietig und mit zeitgemäßen Schmeicheleien, weil er sein Ansehen im Reiche kannte. Er forderte von ihm Verbrennung der Schriften Luthers, seine Gefangennahme und Auslieferung nach Rom. Der Kurfürst ließ erst nach einigen Stunden eine wohlgelesene, gänzlich ausweichende Antwort erteilen. In seinem Lande seien allerlei ungeschickte Angriffe erfolgt, die man nicht verdient habe. Mit Luther sei er keineswegs verbunden; aber dieser habe sich zu allem Billigen erboten, und so werde auch er sich unverweislich halten, falls Luther vor gerechten und gelehrten Richtern überführt würde.

Das entsprach einem Gutachten, das Tags vorher Desiderius Erasmus von Rotterdam dem Kurfürsten mündlich gegeben hatte: Luther scheine allen billig Denkenden Billiges zu verlangen, wenn er sich zu einer öffentlichen Disputation vor unvoreingenommenen Richtern zur Verfügung stelle. Eben diese öffentliche Verhandlung wurde die Parole des Tages, entsprechend der Wahlkapitulation, keinen Deutschen ungehört zu richten.

Die Forderung des Kurfürsten gelangte durch Chievres und Nassau an den Kaiser, und dieser, den man nun wirklich ganz persönlich beteiligt findet, stellte in Abwesenheit Aleanders dem Kurfürsten anheim, „Du wollest den obbestimm-

ten Luther mit Dir auf nächstkünftigen Reichstag gen Worms bringen“. Aber Karl widerrief dieses Entgegenkommen, als ihm vorgestellt wurde, die in der päpstlichen Bulle gesteckte Frist von 60 Tagen sei, auch seit ihrer Bekanntgabe in Wittenberg, inzwischen verstrichen. Aleanders Briefe spiegeln die wechselnden Stimmungen des Hofes unter den Einwirkungen ständischer Forderungen, politischer Nachrichten aus dem Auslande, wohl auch gut formulierter Argumentationen Aleanders. So wurde in einer Sitzung der vereinigten Räte des Kaisers, nicht nur der deutschen Räte, ein Mandat nach Aleanders Entwurf beschlossen und vom Kaiser gebilligt, aber nicht ausgefertigt — wie der Nuntius meinte, mit Rücksicht auf Friedrich den Weisen. Chievres schien zeitweilig verständnisvoller gegenüber dem Nuntius, Gattinara mehr der Meinung des von ihm verehrten Erasmus.

Inzwischen war am 27. Januar die Eröffnung des Reichstages zu Worms mit einer Proposition erfolgt, der Karl einige Worte in deutscher Sprache hinzufügte. Man kam sichtlich mit gutem Willen; dem Herzog von Alba wurde als Spanier sogar die Teilnahme verwehrt. Die Stände wollten dem Kaiser sogleich erwidern, berieten auch einen Wortlaut, ließen ihn aber wieder liegen und gaben schließlich nur Teilantworten. Gegenstände ihrer Beratungen waren die Bewilligung von Mitteln zur Romfahrt, die Bestellung eines Reichsregiments und dessen, wie des Reichskammergerichts Besoldung; weiter Sachen der Polizei, das heißt wirtschaftlicher Fragen, Landfrieden, Exekution und Halsgerichtsordnung. Nebenher liefen Verhandlungen mit Schweizern und Franzosen. Alles dies kreuzte und verflocht sich mit bewegten Auseinandersetzungen über die Gravamina deutscher Nation und die Luthersache. Im ganzen kam man in rund vier Monaten sehr viel weiter, als in den jahrelangen Verhandlungen mit den spanischen Cortes, obwohl die hohen Herren auch hier viele Tage mit „Rennen und Stechen“ im Turnier verbrachten. In der Frage des Reichsregiments siegte die kaiserliche Auffassung insofern vollkommen, als kein ständiges Regiment mit eigenem Präsidenten, wie öfter schon unter Maximilian gefordert war, sondern nur ein Regiment für die Zeit von Karls Abwesenheit und zwar unter einem kaiserlichen Statthalter, dem Erzherzog Ferdinand oder Pfalzgraf Friedrich als Vertreter, vom Herbst 1521 ab in Aussicht genommen wurde. Karls Auffassung von seiner monarchischen Gewalt im Reiche wurde unverhüllt formuliert und von den Ständen hingenommen; er hatte ihnen vorstellen lassen, daß „unser Ehr und Würde Euer aller Ehr und Würde ist, und so stehet unser Gemüt und Wille nicht dahin, daß man viel Herren, sondern einen allein habe, wie des heiligen Reiches Herkommen ist“.

Aber auf der anderen Seite kamen Karl und seine Regierung den Ständen in der Luthersache Schritt für Schritt entgegen.

Im Grunde genommen gehörte sie gar nicht zu den Reichstagsangelegenheiten, und Meander bestritt Kaiser und Reich ausdrücklich ihre Zuständigkeit. Er wünschte nur kaiserliche Mandate; der Hof seinerseits die Mitwirkung der Stände dabei; diese widerstrebten einer Verurteilung Luthers, ohne daß man ihn gehört hätte. So kam es zu höchst merkwürdigen Zwischenverhandlungen, an denen besonders der kaiserliche Beichtvater Glapion beteiligt war. Nicht daß der Kaiser in seiner Grundauffassung geschwankt hätte; ihn beherrschten die ihm anerzogenen Begriffe von Kirche und Ketz. Aber er ließ seinen Räten freie Hand zu den verschiedensten Versuchen, entweder die Stände oder wenigstens Friedrich den Weisen zu gewinnen und zugleich den Nuntius zu befriedigen. Dieser scheute aus grundsätzlichen, wie aus praktischen Erwägungen Luthers Auftreten vor dem Reichstage. Und gerade dieses begehrten die Stände. Glapion stellte dem kursächsischen Kanzler Brück beredt und verführerisch vor, daß er selbst lange an Luthers reinste Reformabsichten geglaubt habe, „denn ich wollt selbst nichts liebers, dann die Reformierung der Kirchen, dazu wir ihund ein löblich Haupt haben“ — wie Brück ihn wiedergab. Aber Luthers Schrift „Über die babylonische Gefangenschaft“ habe ihn irre gemacht. Wenigstens diese solle Luther widerrufen; dann lasse sich über das andere reden. Aus der Bibel könne man vieles herauslesen, beweisen und widerlegen. Brück nahm es zur Kenntnis.

Der Großkanzler Gattinara, Glapion und Meander versuchten es auf eine neue Art; auch Nassau wurde wieder hineingezogen. Später sollten diese Verhandlungen an einem dritten Ort, etwa auf der Ebernburg, im Schutze Sickingens, auf den man militärisch den größten Wert legte, weitergeführt werden. Glapion ging so weit, zu behaupten, er habe dem Kaiser immer gesagt, Gott werde ihn züchtigen, wenn er nicht zur Reformation der Kirche schreite. Brück dagegen berief sich ebenso hartnäckig auf die Zusage, die der Kaiser seinem Kurfürsten gegeben habe, er werde Luther nicht ungehört verurteilen. Man werde nie Richter finden, entgegnete Glapion, die beiden Teilen genehm seien.

Auf Veranlassung des Kaisers hielt Meander am 13. Februar eine sehr eindrucksvolle Rede vor den Ständen; der Kaiser war jetzt auf Vortrag seiner Räte schon zu einem Edikt entschlossen. Indessen mit dieser Rede war die Sache grundsätzlich doch vor die Stände gebracht. In dem Augenblicke, wo Meander geschickt und gelehrt gegen die Zuständigkeit eben dieser Stände kämpfte, stand er schon mitten in der neuen Ordnung der Dinge. Es gab in

diesen Tagen erregte Debatten; die Kurfürsten sollen fast handgemein geworden sein. Am 19. Februar beharrten die Stände darauf, daß Luther unter sicherem Geleit vorgeladen werde, „der deutschen Nation, unserem christlichen Glauben und allen Ständen und Gliedern zu Not, Nuß und Gutem“. Das war der entscheidende Tag. Wirklich, am 6. März zitierte Karl V den Augustinermönch unter Zusicherung freien Geleites vor Kaiser und Reich. Ungeheure Wendung, epochemachend für die dogmatischen und kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der nächsten Menschenalter!

Was zunächst erfolgte, ist allgemein bekannt. Der Kanzler Brück legte Luther schriftlich Gründe und Gegengründe für und wider sein Erscheinen in Worms dar. Luther wies alle Regungen der Furcht von der Hand, auch die in ihm selbst sehr lebendige Erinnerung an Huß. In wahrhaft kühnem Mut machte er sich auf die Fahrt, die für ihn zum Triumph werden sollte. Am Vormittag des 16. April traf Luther in Worms ein unter dem Gedränge des Volkes. Man erwartete sich etwas Außerordentliches von den nächsten Tagen. Allein das erste Erscheinen vor Kaiser und Reich enttäuschte. Er bat „mit sehr niedergelassener“ Stimme um Bedenkzeit. Das gefürchtete Spiel schien für Alexander gewonnen. Dann kam der 18. April mit Luthers wohlaufgebaute inhaltreicher und ganz eindeutiger Rede; auf ihr beharrte er auch, als nun mit ihm noch einmal wohlmeinende Verhandlungen angeknüpft wurden von der Art der früheren mit Brück, unerschütterlich. Er hatte die Stände gewarnt, „daß hoffnungsvolle Regiment des jungen Kaisers nicht zu belasten mit der Verfolgung des Wortes“, und seine entscheidende Antwort hatte schon am 18. gelautet: „So lange ich nicht durch die Heilige Schrift oder klare Vernunft widerlegt werde, kann und will ich nichts widerrufen, da gegen das Gewissen zu handeln beschwerlich und gefährlich ist. Gott helfe mir, Amen.“

Das mutige Auftreten Luthers trägt seine überwältigende Größe in sich. Aber der weltgeschichtliche Augenblick wurde erst recht herausgestellt dadurch, daß auch der junge Kaiser seine Stunde wahrnahm. Er konnte aus seiner burgundisch kirchlich-ritterlichen Welt dem was sich vor ihm abspielte bis dahin nur von außen folgen; zudem wurde er eben jetzt von entgegengesetzten Kräften und Ratschlägen umdrängt. Nun trat er mit dem ersten Schriftstück, das, wie wir zuverlässig wissen, ganz eigenhändig und im wesentlichen sein eigenes Bekenntnis war, vor die Welt. Er ließ das französische Original verlesen und es dann übersetzen. Was er an diesem 19. April sagte, wurde die gewichtigste Äußerung seiner Jugend. „Ihr wißt, daß ich abstamme von den allerchristlichsten Kaisern der edlen deutschen Nation, von den katholischen

Königen von Spanien, den Erzherzögen von Oesterreich, den Herzögen von Burgund, die alle bis zum Tode getreue Söhne der römischen Kirche gewesen sind, Verteidiger des katholischen Glaubens, der geheiligten Bräuche, Dekrete und Gewohnheiten des Gottesdienstes, die das alles mir nach ihrem Tode als Vermächtnis hinterlassen haben und nach deren Beispiel ich bislang auch gelebt habe. So bin ich entschlossen, festzuhalten an allem, was seit dem Konstanzer Konzil geschehen ist. Denn es ist sicher, daß ein einzelner Bruder irrt, wenn er gegen die Meinung der ganzen Christenheit steht, da sonst die Christenheit tausend Jahre oder mehr geirrt haben müßte. Deshalb bin ich entschlossen, meine Königreiche und Herrschaften, Freunde, Leib und Blut, Leben und Seele einzusetzen. Denn das wäre eine Schande für uns und für Euch, Ihr Glieder der edlen deutschen Nation, wenn in unserer Zeit — und nun bedient er sich fast der Worte, mit denen sein oberster Hofkaplan ihm ins Gewissen geredet hatte — durch unsere Nachlässigkeit auch nur ein Schein der Häresie und Veinträchtigung der christlichen Religion in die Herzen der Menschen einzöge. Nachdem wir gestern die Rede Luthers hier gehört haben, sage ich Euch, daß ich bedaure, so lange gezögert zu haben, gegen ihn vorzugehen. Ich werde ihn nie wieder hören; er habe sein Geleit; aber ich werde ihn fortan als notorischen Ketzer betrachten und hoffe, daß Ihr als gute Christen gleichfalls das Eure tut.“

Die Erklärung wurde in alle Sprachen übersetzt und alsbald gedruckt. In Rom legte sie der Papst im Konsistorium der Kardinäle vor, und auch der kaiserliche Botschafter Don Juan Manuel zeigte sich tief befriedigt.

Damit waren die weltgeschichtlichen Positionen bezogen; der eben Einundzwanzigjährige atmete den Stolz auf die erlauchten Ahnen und die Gebundenheit aus dynastischer Verpflichtung. Ihm gegenüber stand die Macht des Gewissens, die auch ihrerseits nach dem Ererbten griff. Zwischen der ahnenstolz kirchlichen und scheinbar allmächtigen Fürstlichkeit, der es durchaus Ernst war, und der viel tieferen einsamen Not des gottesmächtigen Theologen gab es keine Verständigung.

Am 8. Mai billigte das Kabinett das Edikt gegen Luther, das dieses Datum behielt. Aber noch am 12. Mai verweigerte der Kaiser dem Nuntius die Unterschrift; erst nach Schluß des Reichstages am 25. Mai wurde es von den sehr zusammengeschmolzenen Ständen durch den Mund des Kurfürsten von Brandenburg endgültig angenommen, am 26. unterzeichnet und dann durch den Druck verbreitet.

Der Chor der antiken Tragödie pflegte seherisch die Zukunft vorwegzunehmen. Er würde in dieser Stunde der deutschen Geschichte sein Antlitz verhüllt

haben vor dem Grauen und dem Blut, das die nächsten anderthalb Jahrhunderte über die deutsche Erde bringen sollten. Die Zeitgenossen ahnten das nicht; erstaunlicherweise blieb es anfangs auch ruhig im Lande, bis sich eines Tages die aufgestaute Flut zerstörend Bahn brach, erst in einem Vorpiel, dann in wachsenden, immer furchtbareren Stößen.

Der Kaiser und der Reformator hatten die deutsche Öffentlichkeit verlassen. Karl stürzte sich in seine ersten Kriege. Martin Luther, von seinem Landesherren in Sicherheit gebracht, sammelte seine Kraft für die kommenden unendlich schweren Zeiten.

Vor dem halb erschlossenen Auge des jungen Kaisers lagen alle seine Reiche mit ihren Sorgen und Nöten. Zögernd griff er fortan selbst in ihre Verhältnisse ein, denn seinen vornehmsten Ratgeber, Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, hatte er am 28. Mai in Worms an der allgemeinen Seuche verloren, die auch Marliano, den Bischof von Luy, Diego Manuel und andere dahinraffte. Chievres hatte an dem politischen Wesen seines Herrn entscheidend mitgeformt; sie verstanden sich in einer Sprache. Nun begann das Ringen des jungen Fürsten mit einem Fremden, einem sehr geistigen, durchaus universalen Menschen, mit Gattinara.